

DORI BRUNNER

«Ein behindertes Kind kann einer Familie viel geben»

Auch wenn Dori Brunner vor unzähligen Jahren schon aus dem Berner Oberland fortgezogen ist – ihr Akzent ist unverkennbar. Die freundliche, aufgestellte Frau ist oft mit dem Rollator in den Strässchen und Strassen des Breitschs anzutreffen, wo sie ihre Einkäufe tätigt und mit Bekannten plaudert. Dori Brunner hat die neunzig hinter sich – man und frau gäbe es ihr nicht. Dass sie viel erlebt hat, zeigt ihr unerschöpflicher Erzählschatz. Dass sie viel durchlitt, ist weniger spürbar. Das Gespräch findet in der Stube ihrer gemütlichen Wohnung an der Allmendstrasse statt. Sie sitzt auf dem Ruhbett unter einer Reproduktion von van Goghs Sonnenblumen, die Zehennägel leuchten rot in den offenen Hausschuhen und Dori berichtet und berichtet. Auf einer kleinen Kommode die Bilder ihrer Lieben – es ist, als hörten auch sie zu.

Aufgezeichnet und fotografiert von Katrin Bärtschi

Im September werde ich dreiundneunzig Jahre alt. Die Knie machen mir ein wenig Probleme, aber eigentlich geht es mir gut.

Ich bin in Iseltwald aufgewachsen, zusammen mit elf Geschwistern. Wir waren sechs Mädchen und sechs Buben. Unsere Mutter konnte alles: schreiben, nähen, kochen. Unser Ätti war Berufsfischer. Er verkaufte seinen Fang an die Hotels und an private Kundschaft. Im Herbst war er Jäger und im Winter arbeitete er oft im Holz. Als der Krieg kam und die Kurgäste wegblieben, liess die Nachfrage nach Fisch nach. Vater fand dann ein Auskommen, weil der See geologisch vermessen wurde, wobei er mit seinen Booten behilflich sein konnte.



In Iseltwald gab es keine Sekundarschule. Wir hätten nach Interlaken gemusst und das hätte gekostet. Vater wollte keine fremde Hilfe annehmen und selber verfügten wir nicht über genug Geld. So ging ich in Iseltwald in die Gesamtschule und wurde 39 konfirmiert. Daraufhin ging ich ins Welsche. Nach Delémont. Ursprünglich hätte ich eine Stelle in Genf gehabt, aber Vater wollte mich nicht in eine so grosse Stadt ziehen lassen.

Der Krieg kam und meine Brüder wurden zum Aktivdienst eingezogen, so dass Vater keine Hilfe mehr beim Fischen hatte. Ich musste also vorzeitig aus dem Welschland zurückkehren und ging mit auf den See, was ich schon immer gern getan hatte. Er aber sah die Frauen im Grunde nicht gern auf dem Boot. Meine Schwester Trudi und ich sagten oft, wir würden auch lieber Holz scheiten als immer

abwaschen. Aber das war halt in jener Zeit so.

Mit Christian Brunner – er hiess Brunner, wie ich, war aber ein Lauterbrunnener-Brunner, nicht ein von Iseltwald – kam ich beim Dorftheaterspielen zusammen. (Dori Brunner lacht bei der Erinnerung). Er war Schreiner. Und als endlich der Krieg zu Ende war, heirateten wir im Oktober 45.

Die Einheimischen hatten damals schon Mühe, eine Unterkunft zu finden, wenn sie nichts Eigenes hatten, denn die Wohnungen an Gäste zu vermieten brachte mehr Geld ein. Auf Umwegen kamen wir dann zur hellen und schönen Lehrerwohnung im Schulhaus.

Nach der Geburt von Beat, unserem ersten Sohn, erkrankte ich an Tuberkulose. Beat war zum Glück gesund, ich aber musste zur Kur. Damals hatten wir keine Krankenkasse und mussten alles selber bezahlen. Bald darauf zügelten wir nach Aarburg, wo Christian ein Stellenangebot erhalten hatte. Ich ging nicht gerne weg von Iseltwald, wo ich im elterlichen Betrieb noch immer bei den Bestellungen und anderem geholfen hatte.

Aarburg war neblig, es lag ja direkt an der Aare. Ich war aber wieder zwäg und durfte weitere Geburten wagen. So kam im Jahr 1953 unser zweiter Sohn Urs auf die Welt.

Obwohl die Geburten alle leicht waren, gaben sie mir bei Urs Lachgas, worauf ich weg war. Ich bin sicher, dass Urs deshalb eine Hirnlähmung erlitt. Aber wir hatten ja viel Glück mit ihm. Er wurde eine sehr selbständige Person und wir erzogen ihn gleich wie die andern Buben. Er war einfach in allem langsamer. Thomi wurde 1957 auch noch in Aarburg geboren.

Christian machte dann eine Weiterbildung in Bern und wir zügelten in die Hauptstadt.

1961 fanden wir die Wohnung an der Allmendstrasse in Bern. Damals sah

das Quartier noch ganz anders aus als heute. An der Ecke Flurstrasse-Allmendstrasse stand eine kleine Migros. Dort, wo sich heute das Malergeschäft Bosshard befindet, war ein kleines Coop. Es gab zahlreiche Bäckereien, zwei zum Beispiel allein am Waffengeweg. An der Elisabethenstrasse befanden sich ein Denner, ein Laden für Früchte, Gemüse und Spezereien und ein Metzger. Auch an der Allmendstrasse gab es zwei Bäckereien. An der Wylerstrasse gab es eine Drogerie, dort, wo heute das Luna ist, befand sich eine weitere Bäckerei und daneben die Metzgerei Valentin. Wir hatten also alles, was wir brauchten. Zudem ging ich gerne auf den Markt in der Stadt.

Eine Zeitlang arbeitete ich als Aushilfe im Zeughaus Bern in der Schneiderei. Christian war nicht grad einverstanden, liess mich aber machen, solange die Buben nicht zu kurz kämen. Mir gefiel es, etwas zu arbeiten, das nicht mit der Familie zu tun hatte. Und als das Frauenstimmrecht kam, habe ich es von Anfang an ausgenutzt. Während andere Frauen sagten: «Mein Mann macht das», war für mich klar: Sicher nicht! Ich stimme selber ab!

Urs wurde 1961 in der heilpädagogischen Schule am Eigerplatz eingeschult. Damals gab es noch fast keine Einrichtungen für Behinderte. So begründeten wir auch die erste Elternvereinigung mit. Die Kindergärtnerin hatte gesagt, dass Urs dunkle Märliaugen habe, strahlend, wenn er froh sei und sonst deutlich traurig. Ein behindertes Kind kann einer Familie viel geben.

Die Söhne wurden gross und zogen aus. Urs wohnte noch bei uns und konnte in der Bude arbeiten, in der auch sein Vater angestellt war. Bis diese dann verkauft wurde. Ab da arbeite er bei der Band-Genossenschaft und wir besserten seinen Lohn auf. Manche Eltern dachten, ein Zweifränkler Sackgeld reiche für einen Zwanzigjährigen, aber er ging ja auch gerne einkehren und wollte sich etwas leisten können. Er machte Städtereisen, die von der Volkshochschule organisiert wurden. Ganz gescheite Gruppenreisen für Behinderte, auf welche die Teilnehmenden gut vorbereitet wurden. Urs war in Budapest und Barcelona, in Porto und Berlin und natürlich in Venedig.

1983 wurde bei Christian Lungenkrebs festgestellt. Sie gaben ihm noch ungefähr acht Monate. Das war eine schwere, aber auch schöne Zeit. Wir machten einander nichts vor. Dass er



sterben würde stand jedoch nicht im Vordergrund.

Im Jahr 2002 starb Beat. Er war nur fünf Tage im Spital. Grund war ein Leberabszess, der aufplatzte.

Es ist furchtbar, wenn die Kinder vor einem sterben. 2005 starb Urs und 2006 Thomi.

Die Tode haben mich schon geprägt. Ich bin gelassener geworden. Und ich brauche vieles nicht mehr zu wissen und ärgere mich auch nicht mehr wie früher. Es ist niemand mehr von mir abhängig, und so geht es mir eigentlich gut. Abgesehen von den Bräschten. Ich weiss, dass die Leute mich gern haben, und fühle mich nie einsam. Ich kann sehr gut alleine sein und brauche das auch. Aber ich rede auch gern. Und ich mache jeden Morgen meine Übungen.

Der Breitsch ist ein wunderbares Quartier. Die Durchmischung gefällt mir: Jung und alt, Ausländer, Einheimische, Schwarze. Und die vielen Gärten! Man hat gar nicht das Gefühl, in der Stadt zu leben. Heute wohnen besser verdienende Leute hier. Die Häuser werden zurechtgemacht und es stehen protzigere Autos in den Strässchen. Die Komfortansprüche sind grösser geworden. Das stört mich eigentlich nicht. Die Nachbarn und Nachbarinnen sind nett, wir grüssen einander.

Früher gab es im Geviert sicher dreissig Kinder. In der Bibeldruckerei gegenüber erhielten sie oft Papier geschenkt, aus dem sie Flugzeuge falteten. Die liessen sie dann fliegen.